

INNERE ZUSTÄNDE

Kurt Stimmeder hat sich als Porträtmaler einen Namen gemacht. Sein Stil ist eine Referenz an die alten Meister der Malerei. Jetzt punktet er mit eigenen Arbeiten von Mailand über München bis Miami. Vor der nächsten Ausstellung erdet sich der Autodidakt in seinem Linzer Atelier. Wir haben ihn dort besucht.

Von Zeni Winter

Elektriker, Musiker, Sommelier, Maler. Das klingt nach großer Vielseitigkeit. Wie sind Sie bei Ölfarben, Staffelei und Pinsel gelandet?

Es ist eigentlich ein Zeichen meines Irrwegs. Ich war kein guter Elektriker und als Musiker maximal solide – wobei es am Ende schon schmerzhaft war, die Musik hinter mir zu lassen. Das mit dem Wein war ebenfalls eine große Leidenschaft. Als Elektriker war es immer sehr lustig, denn man sah von Weitem, was ich gemacht habe. Es war dysfunktional, aber interessant anzusehen (lacht). Es ist de facto kein Hinweis auf Vielseitigkeit, sondern eher Sinnbild dafür, wie weit ich von mir weg war. Die eigene Geschichte versteht man oft erst im Nachhinein.

Ist es als Autodidakt schwieriger, in der Kunstszene Fuß zu fassen?

Nein. Speziell, wenn man aus Österreich hinauskommt ist es jedem ziemlich egal, wer du bist und was für eine Ausbildung du gemacht hast.

Das heißt im Umkehrschluss, dass es in Österreich nicht egal ist?

Fuß fassen hat nicht zwingend mit dem künstlerischen Prozess zu tun. Es gibt wahnsinnig viele gute Künstler – Autodidakten ebenso wie mit akademischem Hintergrund –, denen es trotz unglaublicher Werke nicht gelingt Fuß zu fas-

sen. Die Kunstwelt ist entfesselt und extrem neoliberal und wettbewerbsorientiert, bis zum Gehtnichtmehr. Ich habe mich die letzten Jahre – speziell 2021 – etlichen internationalen Wettbewerben gestellt, habe in England eine Auslese mit zehn- bis zwanzigtausend Mitbewerbern durchlaufen und bin weitergekommen.

Ihre Bilder kann man 2022 von London über Mailand, München bis in die Toskana in Ausstellungen bewundern. Warum nicht in Oberösterreich?

Das hat sich so ergeben. Ich habe erst vor zwei Jahren wieder mit eigenen Arbeiten angefangen und mich davor sehr stark mit technischen Aspekten beschäftigt. Dann kam Corona und damit ein extremer Stillstand. Als bei uns gar nichts ging, habe ich meinen Blick nach England gerichtet, das ja ein richtiges Malerparadies ist. Es ist unglaublich, was die Engländer für einen Zugang zur Malerei haben. Aber auch der Wettbewerb ist irre dort. Mich hat immer schon interessiert, welches Echo meine Arbeiten erzeugen, also habe ich eingereicht – das geht eh alles online. Und so bin ich dann voriges Jahr in London in die Art Biennale reingekommen, was eine riesen Geschichte war. Dort bin ich wiederum von einer Galeristin angesprochen worden, die mir angeboten hat, bei der Art-Basel-Miami-Art-Week auszustellen. Das

habe ich dann gemacht, war dort erfolgreich und so sind der Reihe nach die Sachen aufgegangen und plötzlich ist man ganz woanders.

Nämlich mittendrin in der Kunst-Society. Konversation machen und Selbstvermarktung gehört auch dazu. Wie weit entfernt man sich dadurch vom künstlerischen Schaffensprozess?

Ich bin da auch überall hingefahren und habe das für mich genützt. Aber nach diesem Rambazamba, nach so einem Schub, bin ich auch wieder sehr stark mit persönlichen Fragen beschäftigt. Ein Dreivierteljahr habe ich nichts anderes mehr gemacht, als diese Teilnahmen zu managen. Man muss am laufenden Band organisieren, mit vielen Leuten zusammenarbeiten, Zeitverschiebungen einkalkulieren, Transporte, Frachtkisten, Zoll – plötzlich beschäftigt man sich mit Sachen, die früher im Arbeitsalltag nie vorkamen. Da ist wahnsinnig viel los. Als Feedback kommt zwar „super, super, super“, aber selbst erlebt man es als sehr anstrengend und fordernd. Und auch den laufenden Betrieb muss man aufrechterhalten. Hinterher habe ich mich schon einmal gefragt, ob ich das überhaupt will. Ich habe dann eine Zeit gebraucht um mich zu fassen und zu schauen, wie ich weitermache. Das hat also auch sehr viel mit persönlicher Entwicklung zu tun.



ALTMEISTERLICH

ist normalerweise nur Kurt Stimmerers Malerei. Fürs Foto ließ er sich selbst in Szene setzen.

Sie malen viel Porträt. Wie tasten Sie sich an die Menschen heran?

Mich interessiert natürlich immer das, was man nicht sieht. Das Wort „Person“ kommt ja aus dem Lateinischen „personare“, was so viel wie hindurchtönen bedeutet. Das beschreibt es sehr schön, es ist etwas, das nicht visuell wahrgenommen wird, und für mich ist es spannend zu schauen, wie ich das ins

Porträt reinbringe. Was ich nicht anstrebe ist, „therapeutische Bilder“ zu malen. Ich habe Jahre lang mit Modellen gearbeitet und da findet ein Prozess statt, den man aus der Psychologie als Übertragung und Gegenübertragung kennt. Um das zu vermeiden arbeite ich sehr viel über Fotos. An der Malerei schätze ich die vielen Möglichkeiten und Ebenen, die eine Fotografie

nicht hat. Das Porträt bekommt eine Lebendigkeit, die eigentlich nicht benennbar ist. Früher hat mich alles, was jenseits des Halses war, gelangweilt. Bis ich dann festgestellt habe, dass die Ölmalerei es generell vermag, Sachen festzuhalten, die den inneren Zustand gut ausdrücken. Ob ich da einen Menschen, eine Tomate oder einen Schuh male, ist dabei einerlei. ●